

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 11

Artikel: Gerda Reichwein : ein Frauenschicksal : Roman [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIII. Jahrgang.

Zürich, 1. März 1930.

Heft 11.

Vorfrühling.

Es fällt die Abenddämmerung
Vom Himmel nebelnd und weich,
Der laute Tag verstummet,
Einem müden Kinde gleich.

Nur unsichtbar hernieder
Vom Wipfel im leeren Hag
Durch raschelnde Blätter des Vorjahrs
Ruft einer Drossel Schlag.

Die Wolke löst sich rieselnd
In Tropfen feucht und sacht;
Auf einsamem Wege befällt mich
Die dunkelnd einsame Nacht.

Mir aber ist süß und sonnig
Von Träumen die Seele bewegt,
Wie selig vor seinem Geburtstag
Ein Kind zum Schlafen sich legt.

Wilhelm Jensen.

Gerda Reichwein.

Ein Frauenschicksal. — Roman von Ernst Eschmann.

9. Kapitel.

In die Reblaupe kehrte das gewohnte Leben ein. Vater Reichwein war froh, daß wieder alles im alten Geleise lief. Er hatte nicht gedacht, daß sich die Kur so sehr in die Länge ziehen würde. Aber wie er nun sah, daß sie einen so überraschend guten Erfolg gezeitigt, war er versöhnt mit allen stillen, gar zu eintönigen Abenden, die er zu Hause verbracht. Gelegentlich war er in der Stadt geblieben und hatte ein Café aufgesucht. Aber er fühlte sich unbehaglich. Was waren es für Leute, die er da um sich sah! Sie schienen nicht einen arbeitsreichen Tag hinter sich zu haben. Sie kokettierten und überflogen ein Witzblatt. In einer Ecke wurde eine Partie Schach gespielt. Vom obern Saal hörte man das dumpfe Aufeinander schlagen der Billardkugeln. Er langweilte sich und blieb von

nun an zu Hause. Ein paar Mal brachte er Geschäftsfreunde mit. Am meisten leistete ihm Martin Schindler Gesellschaft.

Die alte Marei gab sich alle Mühe, die Herren zufrieden zu stellen. Sie holte Wein im Keller und tummelte sich fleißig in der Küche.

Aber jetzt war glücklicherweise diese Zeit vorbei. Reichwein atmete auf und schätzte sein gemütliches Heim wieder doppelt. Der Herbst am Berg war prächtig. Die Blätter begannen sich zu färben. Wie Fackeln zündeten die Buchen oben am Waldrand, wenn die Sonne sie beschien. Jeden Morgen lag ein dichter Nebel über der Stadt. Die Reblaupe aber schwamm in warmem Licht. Reichwein freute sich immer auf die Heimkehr am Abend. Er legte den weiten Weg zu Fuß zurück und genoß in vollen Zügen die Luft der bunten Gärten.

Weniger entzückt von dem zum Ende neigenden Jahr war Frau Reichwein. In den ersten Wochen, da sie wieder daheim war, hatte sie nichts gespürt. Aber auf einmal meldeten sich Anzeichen des alten Übels. Sie schrieb sie den unwirtlichen Tagen zu, die unvermittelt den Winter brachten. Ein wildes Schneegestöber legte über die Stadt.

Eines Abends saß sie am Fenster und legte die Handarbeit fort. Sie mochte nicht mehr. Es wurde ihr übel. Sie läutete Marei, daß sie sie hinauf in ihr Zimmer brachte. Gerda war nicht zu Hause.

Reichwein erschrak, als er sie im Bette traf. „Was ist dir?“

„Der Magen!“

„Und Schulein?“

Sie merkte, was er sagen wollte.

Doktor Oberholzer wurde gerufen. Er rümpfte die Stirne. Auch er war enttäuscht, daß der Erfolg nicht länger anhielt. Doch er tröstete die Kranke. Vielleicht war der Übergang von der Höhe in die Tiefe etwas zu rasch gewesen. Vielleicht ... Was mußte er! Frau Reichwein war ihm ein Rätsel. Er hatte schon alles versucht und wußte keine neuen Wege, die er noch einschlagen konnte.

Gerda war seltsam. Sie redete nicht viel. Am Konservatorium hatte sie die Stunden wieder aufgenommen und war eifrig mit Üben beschäftigt. Waldmüller hatte ihr einen neuen Anstoß gegeben.

Von Zeit zu Zeit brachte der Vater Martin Schindler in die Reblaupe. Man frischte Schulein-Erinnerungen auf. „Wissen Sie noch — was hatten wir für einen Blick vom Piz Rissella!“ Schindler berührte auch den schönen Spaziergang an die Herakliusquelle. Gerda blieb einsilbig.

Einmal kam sie wie elektrifiziert aus der Stadt. Sie legte Hut und Mantel ab und suchte die Mutter auf. Frau Reichwein saß in einem Lehnstuhl im blauen Zimmer.

„Nun hat er das Examen gemacht,“ platzte Gerda heraus.

Die Mutter, in Gedanken versunken, schaute auf: „Wer?“

„Wer sonst? Sigmund Bonbühl!“

Frau Reichwein packte eine Angst.

Gerda ließ sie nicht zu Worte kommen: „Und denk' dir! Schon seit Jahren hat kein Student so gut abgeschnitten. Die Professoren haben ge-

staunt. Keine Frage blieb er ihnen schuldig. Ein Musterexamen hieß es, ein Musterexamen, wie nicht alle Tage eins stattfindet.“

„Und jetzt?“

„Jetzt werdet Ihr nichts mehr gegen unsere Verlobung einzuwenden haben!“

Frau Reichwein hatte schon zuversichtlich damit gerechnet, daß Gerda auf andere Gedanken gekommen war. Aber Schulein war wie ausgewischt. Die Mutter sagte kein Wort. Sie wartete auf den Vater.

Als er die Stube betrat, merkte er gleich, daß etwas vorgefallen war. Er setzte sich nicht erst an den Tisch. „Was habt Ihr?“

„Die alte Geschichte!“

Gerda entwickelte ihre Pläne, so fest und unverrückbar, daß Vater Reichwein schwer hatte, gegen sie aufzukommen. Es wurde ein langer, sehr langer Abend. Aber sie kamen nicht vom Flecke.

Vater Reichwein war unglücklich. Bentner-schwer lag's auf seiner Brust.

Gerda weinte. Sie drohte fortzugehen, irgendwohin, in die Fremde. In Frankreich oder England wollte sie eine Stelle annehmen, zu Kindern. Sie konnte sie in der Musik unterrichten. O, sie schlug sich schon selber durch.

Die Mutter wehrte ab. „Und du wärst imstande, mich allein zu lassen?“

„Ich kann doch nicht ewig in der Reblaupe bleiben. Wenn ich den Profuristen heiratete, bliebe ich wohl auch nicht hier!“

„Aber in der Stadt — und ich hätte Gelegenheit, dich jederzeit zu rufen.“

Der Vater setzte von einer andern Seite an. „Nun bist du in die Künstlerklasse eingetreten am Konservatorium. Du weißt, wir haben es nicht gerne gesehen. Du ließeßt nicht ab, bis du deinen Willen durchsetzt. Du wolltest einen Abschluß haben, sagtest du, das Diplom. Und jetzt?“

„Jetzt habe ich anderes zu tun. Ein neuer Haushalt gibt Arbeit, bis man eingeschafft ist.“

„Ich würde noch zuwarten!“

„Sigmund will nicht. Es ist ihm um eine baldige Heirat zu tun. Ich habe ihm Recht gegeben.“

Reichwein ging aufgeregt durch die Stube. „Sigmund will nicht! Muß ich jetzt schon nach seiner Geige tanzen!“

Die Mutter sah zum Erbarmen aus. Sie mußte zu Bett.

Der Vater führte sie über die Treppe. Die ganze Nacht erwogen sie hin und her.

Auch Gerda konnte nicht schlafen. Sigmund hatte sie gedrängt, der ewig Ungeduldige! Und wie es mit der Kaution stehe? Damit war sie noch gar nicht herausgerückt. Sie konnte doch nicht alles erzwingen, wo die Hauptfrage noch gar nicht gelöst war.

Erst gegen den Morgen fand sie ein bißchen Ruhe. Die Augen fielen ihr zu. Ein seltsamer Traum suchte sie heim. Sie ging über den Berg durch den Wald. Ihr schien, es sei der Wald, der hinter der Reblause begann. Und doch nicht. Eine Richtung tat sich auf. Eine Quelle sprudelte. Viel Volk strömte herbei. Die Herakliusquelle! Ein Fremder reichte ihr ein Glas und lud sie ein zu trinken. Er lächelte, wie Martin Schindler zu lächeln pflegte. Und wie sie den ersten Schluck getan, begannen die Tannen zu rauschen, und über die Wipfel klang ein bezauberndes Glockenspiel. Sie setzte das Glas ab und lauschte. Da faßte sie eine energische Hand und riß sie fort. Sie konnte nicht anders, sie mußte gehorchen. Die Quelle versiegte, die Glocken verstummten, und irgendwo aus dem Dunkel blitzten sie brennende Augen an.

„Komm!“

Sie floh davon. Sie wußte nicht, wohin es ging. Schweißtriefend, an einem gähnenden Abgrund erwachte sie.

Sie rieb sich die Augen aus und fühlte sich wie zerfchlagen. Ihr Herz war schwer. Was war es gewesen? Ein dummer Traum hatte sie genarrt. Sie erinnerte sich noch deutlich aller Einzelheiten. Nun kam ihr auch der gestrige Abend in den Sinn. Wilde Gedanken flogen ihr durch den Kopf.

Gewiß, sie könnte es ruhig und bequem haben. Sie heiratete Martin Schindler, er übernahm die Gerwe, und ihre Eltern ständen ihr bei, wie sie nur wünschte. Er hülfe weiter und führte das Geschäft zu immer größerer Blüte. Sie könnte ihrer Musik leben, er ließe sie gewähren und freute sich, daß er eine so kurzweilige junge Frau hatte. Sie hatte ihn näher kennen gelernt. Er hatte gewonnen. In manchem hatte sie sich getäuscht. Er konnte charmant sein, er hatte Freude an den Bergen. Sie zögen jeweilen im Sommer miteinander in die Ferien, sie kletterten, wohin es sie gelüstete und kehrten nach köstlich verbrachten Wochen wieder heim, in die Stadt. Und auch diese bot ihnen

manches, Theater, Konzerte, Gesellschaften, Einladungen, Vorträge.

Aber nein, nein, nein! Das alles genösse sie tausend Mal mehr an der Seite Sigmund Bonbühls. Und wieder spürte sie es durch alle Fasern ihres Herzens gehen, sie gehörte ihm. Sie konnte nicht von ihm lassen. Er hatte ganz von ihr Besitz genommen.

Gewiß, ihre Eltern hatten recht: sie schritt mit ihm ins Ungewisse. Aber just das hatte etwas Verlockendes. Jeder Tag versprach ihr Überraschungen. Die Jugend will sich selbst die Welt erobern. Das Alter gehört in die wohlgepolsterten Sessel. Es ist nicht mehr wie ehemals. Ihre Eltern leben nach der alten Schablone. Und sie wollen nicht einsehen, daß sie selbst sich ein Leben zimmern will. Die Zukunft steht ihr offen, wie dem Entdecker ein unerforschtes Land. Sie will es erspüren und etwas wagen. Wie freut sie sich dann, wenn sie mit eigenen Augen dabei gewesen ist, wenn Sigmund sich durchschlug und gefährliche Hindernisse aus dem Wege räumte. Denn sie hat auch teil am Erfolg. Sie hat ihm Mut und Zuversicht gegeben und erntete wohlverdienten Dank. Und sollten ihr ungebärdige Ruten den Weg versperren, schnellen sie ihr auch grausam ins Gesicht, es ist das Schicksal des Bühnen, daß er manches Ungemach auf sich nehmen muß.

Waldmüller?

Er meinte es gut mit ihr. Er ist ein Künstler. Die Welt spricht von ihm. Er hat ein glänzendes Einkommen. Er ist mit seinem Orchester groß geworden. Er hat seinen Sitz in einer großen Stadt. Wenn die Winterkonzerte vorbei sind, geht er mit seiner Kapelle auf Reisen. Sie zöge mit. Und im Sommer die Alp Svenna! Die große Einsamkeit mit dem Glockenwunder! Nessy liebt sie, sie hat es gleich gefühlt. Sie kämen gut miteinander aus.

Aber Waldmüller ist nicht mehr ganz jung. Von seinen Haaren ist schon manches grau. Er ist mit seiner ersten Frau glücklich gewesen. Da ist es nicht leicht, die zweite zu sein. Sie hätte gegen einen gefährlichen Schatten zu kämpfen. Und schließlich blieb noch manches Rätsel offen. Es war nur ein Abenteuer auf der Alp Svenna gewesen. Freilich ein schönes, unvergeßliches.

Und genügte sie ihm, so einem gefeierten Manne? Genügte sie ihm auf die Dauer? Sie hatte ja keine hohen Schulen besucht, sie war noch nicht viel in der Welt herumgekommen,

und wie sie spielte, war das Spiel einer begabten Dilettantin. Noch viel Übung und Arbeit braucht es, ans Ziel zu gelangen, das ihr vorschwebte. Ob sie es überhaupt erreichte?

Sigmund Bonbühl, wir sind am besten aufeinander eingespielt!

Immer wieder kehrte sie in Gedanken zu ihm zurück.

Es kam eine bewegte Zeit für die Reblauben. Noch nie so stürmisch war sie gewesen. Kein Tag verging, an dem nicht Gerdas Wille einen Krieg heraufbeschwor.

Um Frau Reichwein stand es nicht gut. Es gab Stunden, da sie um ihr Leben bangte. Der Puls setzte aus. Plötzlich begann er wieder laut zu hämmern. Heiß glühten die Wangen. Ihr schwindelte. Sie mußte sich legen und stundenlang ruhig bleiben. Alle Gedanken sollte sie ausschalten, gar nicht mehr an Gerda und Bonbühl denken. Es war nicht möglich.

Auch für Gerda waren es aufregende Wochen. Sie wußte nicht, wie es noch kam. Der Vater blieb fest. Die Mutter hielt zu ihm.

Sigmund war aufgeregt. Zweifel wurden in ihm wach. „Du hast wohl nicht alles versucht, deine Eltern umzustimmen. Du willst am Ende selber nur halb?“

Gerda weinte. Wenn er nur dabei gewesen wäre, wie sie heute wieder eine Szene gemacht! Sie durfte sie nicht weiter treiben, der Mutter zuliebe.

Bonbühl hatte sich nach den Strapazen des Examins nicht lange Ruhe gegönnt. Ein paar Tage war er fort gewesen, am Genfersee. Gleich nach der Rückkehr trat er seine Stelle an. Er hatte alle Hände voll zu tun. Es gab doch mehr Arbeit, als er sich vorgestellt. Und manches war neu! Und die Verantwortung, die auf ihm lastete! Nach Feierabend durfte er sich nicht zerstreuen. Er studierte zu Hause. Es gab heikle Fragen, denen er in der Hitze der Sprechstunden nicht nachgehen konnte. Er behielt sie für später auf. Daheim hatte er Ruhe. Noch lange brannte in seiner Stube das Licht. Aber auch hier hatte er Mühe, ganz seinem Geschäfte zu leben. Plötzlich kreuzten andere Gedanken seinen Weg.

Was ging in der Reblauben?

Einen Triumph hatte er vor Gerda bereits davongetragen. Sie brauchte sich bei ihrem Vater nicht weiter um die Ration zu bemühen. Ein alter Burgunder war für ihn eingestanden.

Gerda war gekränkt.

Einmal, als sie sich wieder sahen, kam er mit einem neuen Vorschlag. „Weißt du, es eilt mir nicht mehr. Wir können warten.“

Gerda war erstaunt.

„Deine Eltern werden schon mürbe werden, wenn du deinen Plan durchführst.“

Sie wußte nicht, wie er es meinte.

„Du suchst unter der Hand eine Stelle und kündest eines Tages deine Abreise an.“

„Es wird mir nichts anderes übrig bleiben.“

Sie saß nun oft hinter den Zeitungen. Wo sie ein Blatt erwischen konnte, stöberte sie darin herum. Es fiel der Mutter auf. Sonst hatte sie sich nie viel um derlei gekümmert. Sie schrieb auch mehr als sonst. Den Flügel vernachlässigte sie. Und oft zog sie sich in ihr Zimmer zurück, ging zur Post und harrete mit Ungeduld auf den Briefträger. Noch nie hatte sie so viele Briefe bekommen. Aus dem Ausland! Die Marken wiesen nach England.

Als sie wieder einmal mit ihren Eltern beim Nachteffen saß, legte sie ihnen ein Schreiben vor und bemerkte kurz: „Ich habe zugesagt.“

Der Vater stutzte.

Die Mutter setzte die Brille auf. Sie hielt sich am Stuhl. Tränen traten ihr in die Augen. „Nach Manchester willst, zu zwei Kindern?“

„Es ist mir zu eng geworden in diesem Käfig. Ich fliehe aus.“

Der Vater fuhr auf: „Du bist nicht gescheit.“

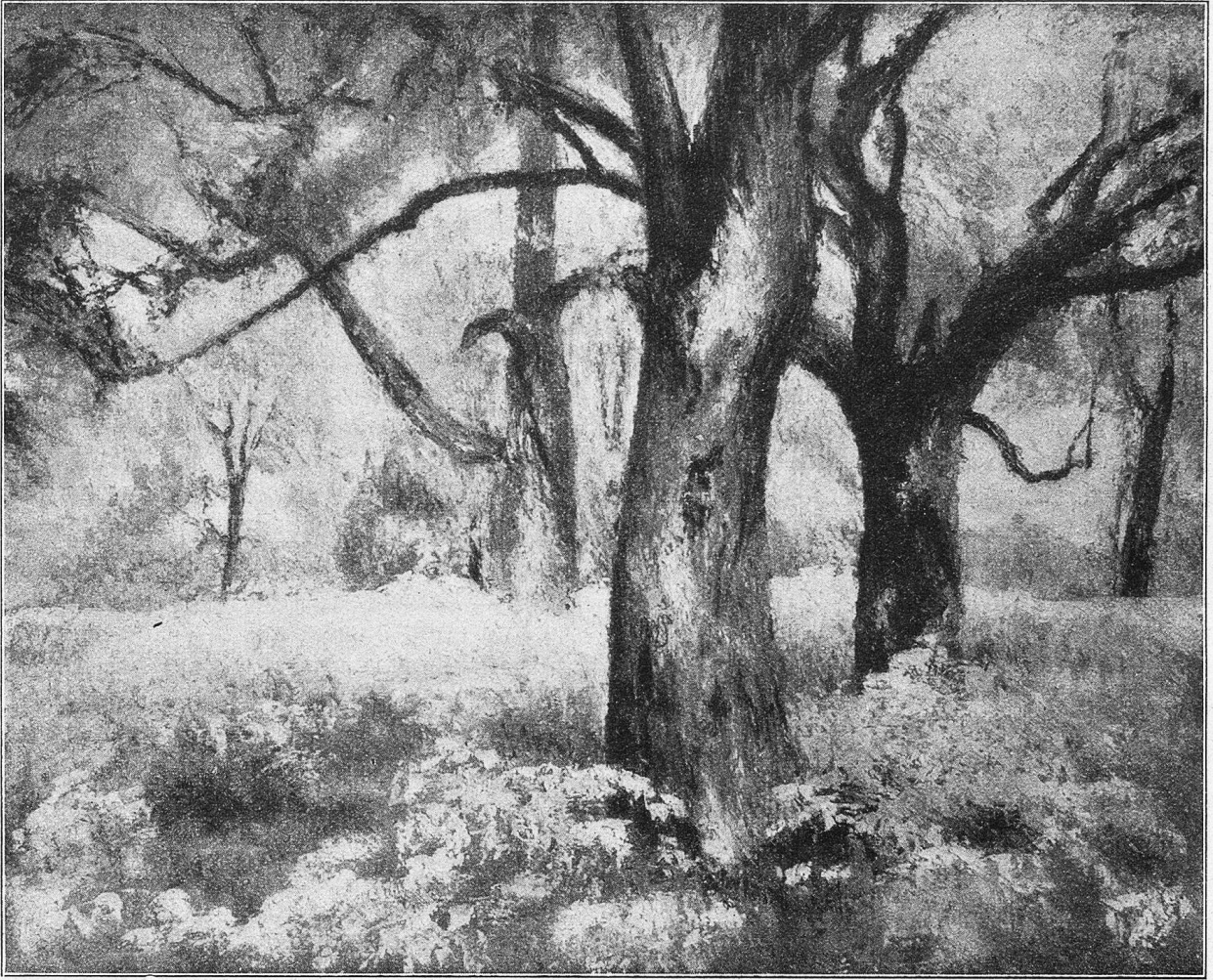
Die Mutter schluchzte. „Das wirst du mir nicht zuleide tun.“

„Ich muß!“ Das Wort klang hart. —

Doktor Oberholzer kam wieder jeden Tag ins Haus. „Nur keine Aufregungen, Frau Reichwein! Sie dürfen ihrem Herzen nichts Außergewöhnliches zumuten!“

Es war nichts zu machen. Jeder Tag brachte neue, unliebsame Störungen. Einmal wurde der Doktor noch spät am Abend gerufen. Er half der Kranken über eine gefährliche Krise hinweg. Als er sich anschickte, nach Hause zu gehen, nahm er Reichwein bei Seite. „Der Fall ist ernst. Sie müssen sich auf alles gefaßt machen. Lassen Sie die Patientin nie allein. Geben Sie ihr fleißig die Tropfen, die ich mitgebracht habe. Und wenn irgend etwas vorfällt, berichten Sie sofort!“

Reichwein wußte nicht, wie ihm war. Zum ersten Mal überlegte er sich den Gedanken: was



„Frühlingslandschaft“.

Nach einem Gemälde von R. Ründig, Hirzel.

fange ich an, wenn es plötzlich käme, wie ihm der Doktor andeutete? Ein Leben ohne seine Frau könnte er sich nicht vorstellen. Vor ein paar Jahren hatten sie die silberne Hochzeit gefeiert. Es war eine schöne Zeit, die sie miteinander verbracht. Sie verstanden einander. Freilich, es waren auch Meinungsverschiedenheiten vorgekommen. Aber immer wieder hatten sie sich gefunden. Und wenn seine Frau schon gewünscht hatte, er möchte sich mehr seiner Häuslichkeit widmen und nicht alle seine Kräfte in der Gerwe verbrauchen, hatte sie mehr als recht gehabt. Just jetzt wollte er sich diese Wünsche aufs Neue zu Herzen nehmen. Verlohnnte es sich auch, daß er angesichts der bestehenden Verhältnisse so sehr um seine Geschäfte sich bekümmerte? Seine einzige Tochter dankte ihm kaum dafür. Wie hatte sich doch das Blättchen gewendet! Als sie noch ein ganz kleines Mägdlein war, hing sie mit einer rührenden Bärtlichkeit an ihm. Der Papi, der Papi, und immer wieder der Papi,

er war ihr Liebstes gewesen. Wenn sie ihn schon von weitem sah, kam sie gesprungen: Papi, ich habe eine neue Puppe bekommen! Papi, ich bin heute mit Mutti in der Stadt gewesen. Ich habe feine Schokolade getrunken. Papi, gehen wir am Sonntag spazieren? Papi, ich habe auf der ganzen Welt halt dich am liebsten!

Und jetzt! Es schnitt ihm ins Herz, wenn er daran dachte, wie die schönen, die glücklichen Jahre zerrannen. Der Verlust Philipps schlug ihn nieder. Und Gerda wuchs heran. Aber anstatt immer bessere Freunde zu werden, rückten sie einander ferner, von Jahr zu Jahr. Es war eine bittere Erkenntnis. Gerda begann Heimlichkeiten zu haben, eine Luft tat sich auf, und es zeigte sich, daß ihr Wille zu einer trennenden Gewalt wurde. Da sie die Einzige war, konnte sie manches durchsehen. Jetzt sahen die Eltern ein, daß sie nicht immer zur rechten Zeit Halt geboten. Nun war es zu spät, sich solche Vorwürfe zu machen. Sie standen an

einem Scheideweg. Es galt eine letzte Kraftprobe. Wer blieb Sieger?

Reichwein fürchtete, er könnte noch einmal unterliegen. Nicht Gerda zuliebe. Um der todkranken Mutter willen. Sie wollte ihre Tochter nicht fortlassen.

Und schließlich: Gerda war für ihr eigen Leben verantwortlich. Unterwarf sie sich dem Wunsch ihrer Eltern, und alles kam anders, als sie gewollt: wer trüge die Schuld? Sie würden sich selber die größten Vorwürfe machen.

An einem Mittag, als sich Frau Reichwein wieder etwas besser fühlte, redete der Vater mit ihr. „Ich habe mich noch einmal nach Bonbühl erkundigt. Ich redete mit einem Herrn der Gesellschaft, in der er tätig ist. Sie seien mit ihm zufrieden, sagte er mir, er schaffe für zwei und sei von einem ungewöhnlichen Ehrgeiz erfüllt, sich auszuzeichnen. Er verfolgt große Pläne. Aber niemand weiß, ob ihm seine Wünsche Wirklichkeit werden.“

„Und jetzt, was meinst du?“

„Schweren Herzens bin ich drauf und dran, Gerda gegenüber unsern Widerstand aufzugeben. Sie bleibe daheim, oder wenigstens in unserer Nähe. Der Gedanke quälte dich nicht mehr: Seh' ich sie wieder?“

Frau Reichwein richtete sich in ihrem Kissen auf. Ihre Wangen waren blaß. Ihre Stimme klang leise und spröde. Man merkte ihr an: sie war nicht mehr gewappnet genug, den Kampf mit Gerda fortzusetzen. Fast schien es auch, sie stehe nicht mehr mit beiden Füßen in dieser Welt, und die irdischen Sorgen drückten sie weniger als noch vor ein paar Wochen. Es war kein gutes Zeichen. „In Gottes Namen denn“, überwand sie sich mühsam, „so sagen wir Ja und Amen!“

Am Abend rief Reichwein seine Tochter ans Bett der Mutter. Sie teilten ihr ihre Entschlüsse mit.

Gerda war überrascht. Sie hatte nicht mehr damit gerechnet, daß ihr die Eltern willfahrten. Ein Lächeln glitt über ihre Wangen, aber eine rechte Freude wollte nicht in ihr aufkommen. Sie ahnte, wie schwer das Opfer dem Vater gefallen sein mußte, und wenn sie die Mutter ansah, wurde sie des Vorwurfs nicht los: sie war nicht ganz unschuldig daran, daß die Krankheit so rasche Fortschritte gemacht.

„Ich danke Euch“, sagte sie, und eine Träne trat ihr in die Augen. „Ich weiß ja, Ihr habt

es immer gut gemeint mit mir, und wenn Ihr für Sigmund nichts übrig habt, ist es auch nur die Sorge um mich. Aber glaubt mir, wir werden glücklich miteinander werden, und er wird seinen Weg machen.“

„Das wollen wir hoffen,“ pflichtete ihr der Vater bei.

Die Mutter legte sich in die Kissen zurück und weinte.

„Komm, wir wollen sie ein bißchen ruhen lassen. Die Unterredung hat ihr nicht gut getan.“

Sie verließen das Schlafgemach und setzten sich hinunter ins blaue Zimmer. Eine eigenartige Stille breitete sich über sie. Nur dann und wann wurde ein Wort vernehmbar.

„So wird es also nichts aus Manchester“, bemerkte Gerda.

„Das mußt du jetzt mit dir selber abmachen. Du hast alle Verantwortung auf dich geladen.“

Das wollte viel sagen. Gerda nahm sie auf sich, und es dünkte sie, sie drücke nicht schwer.

* * *

10. Kapitel.

Andern Tags suchte Gerda Sigmund in der Stadt auf. Sie hatte nicht die Geduld, bis zur Mittagszeit zu warten, da er sein Geschäft verließ. Sie klopfte am Bureau. Er war erstaunt, sie zu sehen. Die Nachricht freute ihn. Er war wieder einen Schritt weiter gekommen. So ging es nun fort, so mußte es fortgehen. Widerstände mußte man aus dem Wege räumen. Mit dem ewigen Rücksichtennehmen gelangte man an kein Ziel. Und wenn es böses Blut gab, man mußte den Mut haben, die einmal eingeschlagene Richtung nicht zu verlassen. Die Wogen glätteten sich von selber. Nach Jahr und Tag leistete er allen den Beweis, daß es kein Irrlicht war, dem er nachgejagt. Reichwein wußte ihm noch einmal Dank dafür.

Gerda fragte: „Hast du heute oder morgen Zeit, mit meinen Eltern noch selber zu reden?“

Bonbühl schaute nach einer Liste, auf der eine Menge dringender Erledigungen aufgezeichnet war. Er studierte und geizte mit den Stunden.

Gerda ließ es sich nicht anmerken, wie es ihr weh tat. Nicht einmal dazu ließ sich ein gemütliches Stündlein erobern? Sie hatte den Kampf siegreich zu Ende geführt, und wie lange hatte er gedauert! Wie manchen schweren

Abend hatte es sie gekostet! Und jetzt zögerte Sigmund und griff nicht gleich mit allen Händen zu.

O doch, es ging, wenn er morgen für eine Sitzung sich entschuldigte, in die er nachdrücklich eingeladen war.

Gerda fühlte sich leichter. Sie zog sich zurück und gab Sigmund die Hand.

„Nun sind wir also regelrechte Brautleute!“ lachte er sie an. „Gerda, mir scheint, du hast bereits schon manches von mir gelernt. Bravo!“ Er küßte sie und begleitete sie hinaus in den Gang.

Auf dem ganzen Nachhauseweg war sie bester Stimmung. Jetzt wurde das Glück in ihr lebendig. Sigmund hatte ihr etwas Schönes gesagt. Und morgen Abend kam er, um von ihren Eltern zu hören, was er sich schon lange erhofft hatte.

Frau Reichwein wollte auch dabei sein. Sie glaubte, den Schritt in die Stube hinunterwagen zu dürfen. Der Vater warnte sie, sich doch nicht zu viel zuzumuten.

Gerda ging aufgeregt durchs Haus. Sie schaute in alle Winkel, daß nirgends ein Stäublein sitzen blieb. Sie half Marei in der Küche und war besorgt, daß der Kuchen gut ausfiel, den sie in den Ofen geschoben. Tausend Dinge hatte sie zu tun, und als der Abend kam, war sie ärgerlich, daß sie mit ihrer Arbeit noch lange nicht fertig war.

Der Vater kehrte aus dem Geschäft nach Hause. Sigmund Bonbühl war auf acht Uhr angesagt. Er hatte sich's nicht einmal so einrichten können, zum Nachessen zu erscheinen.

Gerda holte die Mutter. Es ging mühsam. Zum Essen verspürte sie keine Lust. Auch der Vater griff nicht mit Freuden zu. Marei trug besorgt die vollen Platten wieder in die Küche. In der Stube hatte eine frostige Stimmung geherrscht.

Und heute sollte Verlobung gefeiert werden!

Die alte Magd schüttelte den Kopf.

Sigmund Bonbühl traf pünktlich ein. Als es läutete, sprang Gerda an die Türe. Sie führte ihn ins blaue Zimmer.

„Guten Abend, Herr Doktor!“ Reichwein bot ihm die Hand.

Nur mit Anstrengung erhob sich die Mutter.

Sigmund hatte sich den Empfang herzlicher vorgestellt. Er war es gewohnt, daß er überall, wo er eintrat, mit Jubel und Begeisterung

aufgenommen wurde. Unter den Burgundern galt der Jubel dem Künstler. Unter Berufskollegen und Geschäftsleuten war es die Achtung vor seiner Begabung und dem kaufmännischen Blick, es war auch die Sicherheit und Gewandtheit des Auftretens, die geistige Beweglichkeit und der Humor, mit dem er alle Kreise in seinen Bann zog. Und hier in der Reblause fühlte er: man maß ihn kritisch und beschnüffelte ihn gründlich von allen Seiten. Sein Stolz war verletzt. So hielt er sich zurück und war heute nicht von jener sprudelnden Beredsamkeit, die ihm sonst eigen war.

Gerda zitterte in ihrem Innersten. Sie fürchtete, es könnte jeden Augenblick etwas geschehen, das ihre schönsten Träume zerrinnen ließ. Sie war auf alle Weise bestrebt, einen heitern Ton anzuschlagen. Nur langsam taute das Eis auf. Nach einer bemühenden Pause ergriff Vater Reichwein das Wort. Sigmund Bonbühl setzte ihm seine Lage und seine Absichten auseinander. Er entwarf ein glänzendes Bild der Zukunft. Gerda mußte es schön haben, und da sie ihn so gut verstand, war auch alle Garantie gegeben, daß der Friede in ihrem Hause zu Gast war. Und ihr treuester Freund war die Musik. Sie hatte sie ja zusammen geführt, sie werde sie auch durch ihr ganzes Leben begleiten, und er konnte sich nichts Prachtigeres ausmalen, als daß er sich des Abends nach der strengen und verantwortungsvollen Arbeit im Geschäft beim gemeinsamen Spiel erholte und erquickte.

Frau Reichwein wurde es um ein wenig leichter.

Gerdas Augen glänzten.

Der Vater entkorkte eine Flasche.

Marei brachte den Kuchen. Er war trefflich geraten.

Die Unterhaltung kam in Fluß.

Gerda ging ins Musikzimmer hinüber. Sie setzte sich an den Flügel und spielte Mendelssohns Hochzeitsmarsch. Sie geriet in ein hinreißendes Feuer hinein und schuf so die Stimmung, die eigentlich schon von allem Anfang an hätte da sein sollen. Wenn nur Sigmund seine Violine noch mitgebracht hätte! Wie würden sie den Eltern ein Konzert geben!

Als Gerda wieder bei der kleinen Gesellschaft am Tische saß, rührte Reichwein an eine Frage, die ihn schon oft im Stillen beschäftigt hatte. Jetzt war es Zeit, davon zu reden. Es

handelte sich um die Zukunft der Gerwe. „Haben Sie sich Ihrer Gesellschaft auf Jahre hinaus verpflichtet?“

„Das nicht“, sagte Sigmund. „Wir wollen einander vorerst kennen lernen.“

„Recht so. So komme ich nicht zu spät mit meinem Gedanken.“

Das junge Paar rückte Vater Reichwein gespannt näher. Gerda war auf seine Eröffnungen begierig.

„Ich werde alt“, begann er. „Ich sollte noch eine junge, unverbrauchte Kraft im Geschäfte nachziehen. Mein Sohn, der Philipp, auf den ich die höchsten Hoffnungen setzte, ist nicht mehr da. Die Gerwe wird früher oder später in fremde Hände übergehen müssen. Das fällt mir nicht leicht, wenn man ein ganzes Leben daran gesetzt hat. Hätten Sie nicht Lust, sich bei uns umzusehen?“

Sigmund Bonbühl merkte sogleich, wohin sein künftiger Schwiegervater zielte. Es war ein schönes, dankenswertes Angebot, das er ihm machte.

Im Zimmer blieb es eine Weile mäuschenstill.

Gerdas Augen glühten. Sie hatte nie auszusprechen gewagt, was eben ihr Vater vorgebracht. O, es machte ihr Freude, wenn sich Sigmund zu diesem Schritte entschließen konnte. Sie bliebe mit der Gerwe verbunden, und ihre Eltern erlebten die Genugtuung, daß eines Tages nicht lauter fremde Leute die Zügel in die Hand nahmen und sich im Lichte sonnten, das sie ihnen entzündet.

Hier griff auch Frau Reichwein ins Gespräch ein. Sie unterstützte den Plan des Vaters und hing mit fragenden Blicken an Bonbühl. „Martin Schindler wird es wohl kaum gern sehen“, bemerkte sie weiter. „Er ist, wie ich den Eindruck habe, in letzter Zeit zu selbstständig geworden. Und wir können ihn nicht entbehren. Wir haben keine bessere Kraft.“

„Zwei gute Zugrößlein schadenen nichts. Das Geschäft wächst. Wenn's so weiter geht, müssen wir ans Bauen denken.“

Noch immer hatte Sigmund Bonbühl zu dieser Sache kein Wort gesagt. Er wußte, es war entscheidend, wohin das Ringlein an der Wage neigte. Er geriet in keinen Zwiespalt hinein. Die Frage war für ihn entschieden. Er war kein Krämer. Er wollte sich nicht mit Kleingut herumschlagen. Und wenn manchmal auch

beträchtliche Bestellungen in der Gerwe einliefen, das alles stand in keinem Verhältnis zu den Unternehmungen, mit denen er sich befaßte. Das ging ins Große. Hier hatte er Ellenbogenfreiheit, und wenn seine Gesellschaft mit ihren reichen Geldmitteln sich irgendwo einließ, handelte es sich um eine Angelegenheit von volkswirtschaftlicher Bedeutung. Nicht nur die Interessen von ein paar wenigen Personen waren damit verquickt, Hunderten wurde eine Arbeitsmöglichkeit geschaffen. Nicht nur ein, zwei Häuser wurden gebaut. Es entstand eine ganze Wohnkolonie. Und wenn ein Gewinn herauschaute, stellte er sich in Zahlen dar, die sich sehen lassen konnten.

„Ihr Zutrauen ehrt mich, Herr Reichwein“, sagte Sigmund Bonbühl. „Aber Ihr Plan wird sich leider nicht verwirklichen lassen, weil ich andere Ziele verfolge.“ Dann begann er, Gerdas Vater auseinanderzusetzen, was er schon oft erwogen und was ihm just vorhin wieder klar und deutlich durch den Kopf gegangen.

Reichwein räusperte sich. Er mehrte sich für die Gerwe. Es hatte ihm nie gelegen, große Worte zu machen. Er hielt es aber für seine Pflicht, Wert und Bedeutung seines Geschäftes ins richtige Licht zu rücken. Er führte Summen ins Feld, die aufhorchen ließen. Was schon das Geschäftshaus mit den vielen und geräumigen Schaufenstern galt! Und die gute Lage, die es hatte. Vom lebhaftesten Verkehr der Stadt war es umbrandet. Vom Strom der Vorüberziehenden hielt manches vor den geschmackvoll gruppierten Auslagen inne, Wünsche wurden geweckt und Käufe abgeschlossen. Und die reiche Auswahl, die sie vor den Kunden ausbreiten konnten! Sie war es vor allem, die die Leute anzog. Und die vorzügliche Ware! Die Gerwe hatte einen guten Namen weit und breit. Sie lieferte in benachbarte und entfernte Dörfer und Städtchen. Beständig waren zwei Wagen unterwegs.

Bonbühl hätte nie geglaubt, daß Reichwein so viel zu tun hatte. Trotzdem verspürte er keine Lust, sich in die Gerwe einzuarbeiten. Er war überzeugt, es machte ihm keine Schwierigkeit. Er brauchte nur fortzufahren, wo man ihn hinstellte. Das Schwungrad war im Lauf. Wie viel kurzweiliger, wie viel interessanter aber war es, selber eine Maschine in Gang zu bringen und dann zu sehen, wie die Räder ins

Rollen kamen, immer schneller, immer wirblicher. Er erlebte es mit, wie sein Kreis sich erweiterte und stets etwas Neues, Unvorhergesehenes ihn in Atem hielt. Gewiß, in der Germe hätte er seine Ruhe. Er hätte Tag für Tag seine Aufgabe und wüßte immer genau, was er gewonnen. Aber er liebte diese Ruhe nicht. Er liebte die Aufregungen. Sie hielten ihn wach und sorgten dafür, daß er nicht frühzeitig verrostete.

Die Stimmung, die sich so schön gehoben hatte, flaute ab. Gerda setzte sich noch einmal an den Flügel, aus lauter Angst, die Aussprache könnte eine Wendung nehmen, die ihre ganze Zukunft gefährdete.

„Wir wollen später noch einmal darüber reden“, sagte Vater Reichwein. „Besinnen Sie sich, Herr Doktor!“

Die Zeit war inzwischen vorgerückt. Sigmund Bonbühl entschuldigte sich, daß er aufbrechen müsse. Er habe morgen einen strengen Tag und brauche einen Kopf, der gut geschlafen.

Gerda bedauerte, daß ihr Bräutigam schon Feierabend gebot. Sie versuchte ihn zu bewegen, noch ein Weilchen auszuharren. Aber alle ihre Überredungskünste blieben fruchtlos. Der Mutter war es recht so. Es war ohnehin schon zu viel für sie gewesen, daß sie so lange aushielt.

Sigmund Bonbühl verabschiedete sich.

„Wir werden uns öfters sehen“, sagte Vater Reichwein. „Es wird noch manches zu reden geben!“

„Gewiß! Und für die Einladung herzlichen Dank. Herzlichen Dank aber besonders für das große Geschenk, das Sie mir machen. Ich werde Ihnen beweisen, daß Sie sich keinem Unwürdigen verbunden haben.“

Frau Reichwein gab ihm ihre zitternde Hand. Sie wischte sich eine Träne aus den Augen.

Gerda geleitete Sigmund ins Freie. Die Nacht war kalt und unwirklich. Ein Windstoß fuhr daher. Die Lichter flackerten unruhig aus der Stadt herauf.

Über zwei Glücklichen aber triumphierte mit verzehrender Leidenschaft die Liebe. — —

(Fortsetzung folgt.)

Und einmal, o Seele.

Die Sterne, die Sonnen,
So hoch und so viel,
Sie wandern und wandern
Zum Ende, zum Ziel.

Sie wandern und wandern. —
Doch einmal, ganz sacht,
Erlöschen sie leise.
Ihr Weg ist vollbracht.

Und einmal, o Seele,
Du himmlischer Strahl,
Erlischest auch du
Wie die Sterne zumal.

Zulezt noch ein Fünkchen —
Und dann noch ein Gold —
O Tag, und du Leben,
Wie wart ihr so hold.

Johanna Siebel.

Die Wartende.

Es war ein Zufall, daß der Künstler sein Gemälde wiederfand. Was ihm sonst nie geschah: gerade dieses hatte er aus den Augen verloren. Ein Händler hatte es direkt von der Ausstellung weg gekauft und weitergegeben, ohne ihm Mitteilung zu machen und als er sich endlich darum bekümmerte, waren die Spuren längst verwischt. Nun stand er diesem Werk nach Jahren unverhofft gegenüber in dem vornehmen Privathaus, dessen gefeierter Gast er war. Die Hausherrin, eine jener Frauen, die voll leise verschleiender Kühle immer Rätsel aufgeben und die deshalb anziehen, hatte ihn nach Tisch allein durch die lange Flucht saalartiger

Räume geführt und stand nun neben ihm im lekten, allerkleinsten Gemach. „Mein Wohnzimmer“, bemerkte sie erläuternd. Der Künstler hielt mit einem leisen Ruf betroffen inne, als er sich so plötzlich seinem für immer verloren geglaubten Werke gegenüber sah.

„Sie besitzen dieses Bild, Frau Irene, und sagen es mir erst jetzt?“ fragte er fast atemlos und versank in stummes Schauen. Irene Helfenberg hatte das Gemälde gekauft, weil es zu ihr gesprochen hatte, mehr als irgend ein anderes und hatte ihm den besten Platz gegeben in ihrem Wohnzimmer. Einfach und erlesen goldgerahmt, nahm es beinahe die ganze Schmal-